

Beit und lege den Kopf auf das Kissen und nun singe ich dir das versprochene Lied."

Eine kurze Pause, dann zieht wunderbar sanft und leise das einfache Wiegenliedchen durch das halbdunkle Zimmer. Seine eintönige Melodie, vielleicht auch das beruhigende Mittel drücken die schweren, müden Lider der Leidenden zu, die wachbleiche Hand, welche noch soeben Venitas' rosige Rechte hielt, löste sich langsam; der Schlaf, der beste und einzige Freund der Traurigen, Sorgenvollen und Armen, senkt sich auf ihr Lager herab und ein Lächeln schwebte um den Mund; denn der Traumgott wachte für kurze Zeit alles Graue aus ihrem Gedächtnis und zaubert stattdessen bunte, farbenprächtige Bilder hervor. Das junge, blonde Haupt auf demselben Kissen bleibt regungslos liegen, nach und nach verstummt der Gesang des kleinen Viebes, Venitas' blaue Augen schließen sich, sie schlummert leicht. Wie sie so nebeneinander ruhen, ist die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Kind unverkennbar, nur daß die eine tiefbrünett und die andere blond ist. Beiden ist der lockige Ansatz des Haars um Stirn und Schläfen gemeinsam, sie haben dieselben feingezichneten Brauen, die langen, seidenweichen, nach oben gebogenen Wimpern, nur die Augen, die sie mit ihrem dichten Schleier bedecken, sind verschieden in Farbe und Ausdruck. Das edle Oval, die etwas kurze gerade Nase mit dem temperamentsvollen, leise vibrierenden Flügel, ferner der zarte Mund mit dem schönen Kolorit, das Kinn mit dem Grübchen, es ist daselbe Gesicht, Zug um Zug. Und doch ein Zug ist ihnen gemeinsam, der Zug, den die Sorge mit scharfem Geißel in das Antlitz ihrer Lieblinge schreibt, nur daß es sich bei der älteren Frau überlegen läßt in: ich trage Leid und hoffe nichts mehr, und bei dem jungen Mädchen: ich kenne schon die Sorge. Das ist die Philosophie von 16 und von 34 Jahren! —

Während die völlig erschöpfte Mutter tief und fest schläft, bewegt sich das junge Mädchen öfters leise; einmal hebt sie sogar das Haupt und lauscht gespannt. „Noch immer nicht," murmelt sie unbestimmt, dann fiakt sie wieder zurück, und nur das leise Ticken der kleinen Wanduhr, das matte Flackern der sterbenden Lampe bringen Licht und Klang in das stille Zimmer. Und nun fängt draußen der Kampf des jungen Tages mit der grauen Dämmerung der langen Februarnacht an. Allmählich schlüpft ein schwaches Zwielicht durch die nur schlecht schließenden, rissigen Vorhänge. Ein allzu lebhafter Schimmer trifft die geschlossenen Lider Venitas', sie blinzelt schläfrig und will sich eben bequem hinlegen, da erhebt sie jäh das Haupt und lauscht ängstlich aufmerksam. Die Rippen teilen sich ein Ausdruck von Furcht gleitet über das rosige Gesicht.

Schwere, unsichere Schritte sind auf der Treppe vernehmbar. Sie springt empor. Jede Spur von Müdigkeit ist verschwunden. In ihrem weitgeöffneten Blick ist eine große Angst deutlich zu lesen. Sie verläßt das Zimmer und schließt behutend fest die Türe. In dem kleinen Salon zeigt das grelle, unerbittliche Frühllicht dieselben Spuren schätzbiger Verarmung und des Heruntergekommenseins: die mißfarbigen, verblühenen Möbel, die gestopften und geflickten Gardinen, die erblindete, abgesprungene Politur; den schlechten Fußboden bedeckt kein Teppich, die geschwärzten Tapeten, die verräucherte Zimmerdecke, alles redet seine ergreifende Sprache, die Sprache des Glucks. — Venita huschte, ohne die ihr längst vertraute Verkommenheit eines Blickes zu würdigen, durch den kaum sieben Schritte langen, ärmlichen Salon, der diesem Namen wenig Ehre macht. Sie steht vor der Tür und hat die Hände fest ineinander geschlungen, sie ist totbleich, bis in die frischen Lippen hinein. Von außen tastet jemand an der Klinke umher, sie öffnet hastig. Ein großer Mann stolpert über die Schwelle, Haar und Bart sind unordentlich und der Anzug ist besetzt und vertragen, der Blick der großen, tiefblauen Augen ist stier und unheimlich; er ist vollständig herausgeföhrt und laßt mit stockender Zunge die Worte: „Schläft die Mutter?"

„Ja, Vater, aber bitte, sei recht leise, komm stüze dich auf mich, ich bringe dich auf dein Zimmer. Tritt sachte auf wenn wir an der Türe vorbeikommen."

Der leicht dahingleitende Schritt des jungen Mädchens, der schwere, schlürfende des Mannes, — gottlob sie sind vorüber an dem Zimmer der Kranken. Der Mann sinkt auf einen Stuhl. „Sage es ihr nicht, daß ich wieder getrunken habe," murmelt er halb weinerlich, „es ging nicht anders, ich mußte mithalten. Siebst du, die Tasche ist leer, und der Kopf schmerzt mich und hier, hier tut's noch mehr weh, Kind," er deutet auf seine linke Seite. „Ich bin einer Unglück, Venita, ich verdiene nur noch totgeschossen zu werden."

Er sing jämmerlich an zu weinen, sein Kopf sank tiefer auf die Brust und er stotterte unzusammenhängendes Zeug durcheinander. Er muß einst ein sehr schöner Mann gewesen sein, ehe das unselige Vaster ihn in den Schmutz zog und herabwürdigte. Groß und schlank gebaut, mit hellem Haupt- und Barthaar, kraftvollen, markierten Hüften, schien er das Ideal männlicher Vollkommenheit zu sein, nur das zurückgetretene Kinn, der charakterlose, leicht zuckende Mund beeinträchtigen den Eindruck seines Gesichtes, dem man mehr Würde und Energie, mehr Verfeinerung, etwas Edleres und Geistigeres gewünscht hätte.

„Leg dich nieder, Vater?" bittet das junge Mädchen nochmals eindringlich. Sie hilft ihm beim Aufstehen, er strauchelt und wäre gefallen ohne ihre Stütze. Die wichtige Hand drückt bleisauer auf die zarten Schultern, aber sie wankt nicht, sie ist ihm behilflich, den Rock und die Stiefel auszulieben, dann deckt sie ihn zu und läßt den Koffer nieder. Noch ehe sie damit fertig ist, schwärmt er im schweren Schlaf der Trunkenen. Sie schließt die Tür und tritt in den Salon zurück. — Unterdessen ist es ganz hell geworden und das indiscrete Licht verstrahlt weitere Schäden, Flecke und Risse in der Einrichtung des Zimmers. Nur ein Gegenstand braucht nicht die mitleidige Kritik des jungen Tages zu scheuen: es ist das Bild, welches im breiten, schwarzen Goldrahmen über dem wackeligen Sopha hängt. Der Sonnenstrahl, der es liebkost, zeigt ein junges, wunderschönes Ge-

sicht, einen künstlerisch gemalten, dunklen Frauenkopf im bräutlichen Schmuck. — Eine Welt von Glück und Liebe liegt in den weichen, großen Sammetaugen, und ein frohes, strahlendes Lächeln teilt die roten, frischen Lippen, während das nachtschwärze, äppige Gerangel des herrlichen Haars von den duftigen Wellen des überaus feinen Spitzenschleiers bedeckt wird. Die Gestalt in dem weichen, schweren Seidenkleide ist nun vollendet in der Form und das Kolorit des Teint gleicht dem einer zart angehauchten Rose. Venita bleibt einen Moment vor dem Bilde stehen und hebt die Augen zu ihm empor. „Arme Mutter!" haucht sie und die Stimme ist von Tränen verschleiert. Sie tritt ans Fenster und öffnet es hastig, eine dunkle Gasse liegt tief unter ihr, sie wohnen im vierten Stock. Muntere Sperlinge zwitschern auf den Dächern, einzelne Wagen fahren zum Markt; ein Milchverkäufer schreit seinen eintönigen Morgenruf vor den Türen seiner Kunden, eine Magd geht fröhlich singend mit ihrem Eimer zum nächsten Brunnen. Die kühle, erfrischende Luft umspielt Hals und Nacken Venitas', sie atmet tief und durstig, als müßte sie dadurch etwas widerliches, unreines, sie bedeckendes von sich zu wälzen. Lange lehnt sie am Fenster und sieht, wie sich der Himmel blau und blauer färbt und wie allmählich die Sonne in ihrer vollen Pracht emporsteigt. Sie vergolbet das Kreuz der nahen Kirche und wirft fast einen Glorienschein um das junge, aschblonde Haupt, das so früh sich biegen gelernt hat in der Schule des Lebens. Venita schließt eben das Fenster, da dringt ein glückseliger Laut an ihr Ohr, ein silberhelles Kinderlachen, das in einem leisen Sirenen, wie das einer Taube verhallt. Ein glückseliger Ausdruck huscht über ihr ernstes, reizendes Gesicht. „Harald ist erwacht," sagt sie und eilt in das anstößende Gemach. In einem schneeweißen Gitterbettchen sitzt ein kleiner, etwa ein Jahr alter Bube, er streckt beide Armechen der Schwester entgegen; seine linke Wange glüht wie ein roter, pausbackiger Apfel. Eine alte Wärterin ist damit beschäftigt, einige Kleidungsstücke zurechtzuliegen.

„Bitte, Nina, ich möchte Harald ankleiden," ruft das junge Mädchen, „du kannst unterdessen seine Milch wärmen." Wie sie ihr Brüderlein emporhebt und ihn herzt und liebkost, denkt sie bei sich, daß hier kein Schatten ist, nur Sonne und Glück; sie spricht zärtlich zu ihm, als die Alte herausgegangen ist: „O du mein Sonnenstrahl, mein Herzblatt, mein süßer Liebling, du sollst es gut im Leben haben, ich will dich hüten und pflegen, dich schützen und lieben, daß kein rauber Wind meine zarte Blume erreiche!"

Das ist die Umgebung, in der Venita von Sanct-Arbair erwuchs.

2. Kapitel. Rückblick.

Es war nicht immer so gewesen! Venita erinnert sich der Tage vor sieben bis acht Jahren, wo sie mit ihren Eltern in einem großen schönen Schlosse lebte, umgeben von einem weiten herrlichen Park, in dem riesige, uralte Eichen, schlanke Birken und breitwipfelige Buchen standen und kühlen grünen Schatten spendeten. Ein blauer, glitzernder See lag zu den Füßen des stattlichen Hauses, Schwäne zogen langsam über seine klare Flut zwischen träumerischen Wasserrosen und ein weiß und grün gemaltes schlanfes Boot schaukelte sich leicht auf dem Wasser, das von zahllosen kleinen Wellen geträufelt wurde.

Sie sieht sich in weichen, reich gesticktem, sehr kurzem Sommerkleidchen auf der Treppe stehen, die kleine Hand voll Zuckersüße. „Flock, Flock, Flock!" ruft ihre helle Stimme und sie blickt erwartungsvoll und ungeduldig die lange, schattige Allee von rotblühenden Kastanien herab. Neben ihr steht eine etwas steife, semmelblonde Engländerin Miss Lowshill, die das wilde Kind jeden Augenblick anruft: „Dies laute Rufen schickt sich nicht, mein Liebling, — es ist ja schrecklich!" Das bekommt sie jeden Moment zu hören. „Flock, Flock, Flock!" ruft sie nochmals lauter und ungeduldiger. Und dann den Kopf halb über die Schulter zur Miss wendend, fragt sie in reinem Englisch: „Er kommt nicht, darf ich nicht selbst nach dem Stall laufen, um nach ihm zu sehen?"

„O nein," ruft die entsetzte Gouvernante, „o tun Sie es nicht, was sollen die Bedienten davon denken? Es ist nicht schicklich." Trotz des Verbotes hebt sich der kleine Fuß, da springt laut wiehernd ein winziger, zottiger, schwarzbrauner Schetland-Pony durch die Allee.

Sie springt die Stufen hinab und gibt ihm den Zügel, den er voll Behagen zerkaut, wobei er den Kopf mit der langen, lockigen Mähne an ihrer Schulter reibt. Sie schlingt beide Armechen um seinen Hals. „O, mein schöner, teurer Liebling," ruft sie und küßt die samtweiche Schnauze des hübschen Tierchens. Und nun beginnt eine wilde Jagd um den großen Rasenplatz; das Pferdchen, lustig wiehernd und anschlagend, voran, das Kind hinterher mit fliegenden Locken und fröhlichem Gelächter. „Nita, wie können Sie," ermahnt Miss Lowshill entsetzt, „wie ein Stalljunges!" „Soll ich den Ponnywagen zu einer Spazierfahrt bestellen?" schmeichelte sie. Aber die Gouvernante antwortete steif: „Sie müssen erst Ihre Lektion lernen, wir werden später sehen." Das rote Mäulchen verzicht sich zum Schmollen, die Träne bligt in den dunkelblauen Augen; sie will eben lebhaft widersprechen, da tritt ihre Mutter zu ihr hinaus und ein Blick auf das geliebte Antlitz derselben macht sie sofort gefügig und lenksam.

Warum sieht sie oft so traurig aus, warum ist sie oft, fast immer, allein in den letzten Jahren? Nita ist eben erst 8 Jahre alt und weiß es nicht, sie macht sich nach Kinderart nicht lange Sorge um eine Sache; sie merkt nur, daß es lustig hergeht, wenn ihr Vater wiederkommt, meist mit einem Schwarm fröhlicher Gäste. Ein Festschlag jagt das andere. Dann strahlt das Schloß in einem wahren Lichtmeer. Die seltenen Bäume und Sträucher sind von vielen hundert von bunten Lampen illuminiert und die ganze Pracht spiegelt sich im See wieder; Feuerwerk erhebt für kurze Zeit den nachtschwärzen Himmel und Raketen zischen wie riesige, glühende Schlangen bis zu den Sternen empor. Musik ertönt heiter durch den hohen, weißen Saal und schön geschmückte Paare

tanzten zu den Klängen derselben. Wie schön die Mutter ist in dem blaßgelben Seidenkleide mit den roten Rosen im dunklen Haar und an der Brust! Sie ist die schönste von allen Damen, strahlende Diamanten funkeln und schimmern an ihren weichen Armen. Weshalb sie so selten lacht, weshalb schauen ihre großen Augen so ernst drein? Der Vater ist desto fröhlicher, er scherzt und lacht immerfort, seine laute Stimme ertönt sogar die geräuschvolle Musik. Sie liegt in ihrem Himmelbettchen, da rauscht es leise neben ihr und zwei weiche Arme umschlingen das schon halb schlafende Kind. „Gute Nacht, mein Kind, meine Nita; träume süß, mein Liebling!"

Ihr kleines Gesicht ist naß, wie die Mutter sie herzt und küßt, warum wohl? Wenn keine Gesellschaft im Schloß ist, wenn sie allein sind, heißt es oft, der Vater sei krank. Dann ist er den ganzen Tag über unsichtbar und kommt abends bleich und übelmütig, reizbar und verdrießlich in den Salon oder auch auf die Veranda. Zuweilen küßt er die Hände der Mutter und verspricht ihr mit tausend Versicherungen und etwas heiserer Stimme, es solle anders werden. Nita versteht nichts davon, nur daß irgend etwas trauriges, geheimes im Hause geschieht, etwas, was sie nicht wissen darf, begreift sie. Sie ist nun schon ein großes Mädchen, bald neun Jahre alt, da spielt sie eines Tages mit ihrem großen bunten Gummiball auf dem Rasenplatz vor dem Hause; da kommt die Kalesche mit den beiden prächtigen Schimmeln die Kastanienallee herabgerollt. Es ist der Vater, der aus der Stadt kommt. Sie springt ihn fröhlich entgegen; denn sie hat ihn lieb, nicht so wie die Mutter, wie kann man das vergleichen, aber wie einen guten Kameraden, der ihr immer etwas Schönes schenkt, sie nie ermahnt und ihr alles erlaubt. Gewiß hat er heute etwas herrliches in der Stadt gekauft, sie eilt auf den Wagen zu. „Papa, Papa!" jubelt sie. Er sieht sie stier an, er kennt sie nicht und stolpert die Treppe hinauf, von dem herbeieilenden Diener unterstützt. Wie seltsam, ganz so sah der alte Friedrich, der erste Kutscher aus, als er vom Jahrmart in E-lam; da lachten und spotteten die anderen Diensthilfen und sagten, er wäre betrunken. — Sie schleicht sich schein ins Haus, da hört sie, wie das Dienstmädchen Lotte zu einer anderen Magd sagt: „Der Herr ist schon wieder ganz betrunken aus der Stadt gekommen, die arme gnädigste Frau!"

Wo nur die Mutter sein mag, Venita wagt es nicht, sie zu rufen; sie sucht sie überall. Endlich findet sie sie, aber wie? Sie liegt in ihrem schönen Voudoir auf der Erde, den Kopf in die gefalteten Hände begraben, dieselben stützen sich auf die schwellenden Atlastopfer der Chaiselounge und Venita schluchzt herzzerbrechend, verzweifelt: „Mutter, Mutter, mein einziges Mütterlein, weine nicht, bitte, ich bin da, dein kleines Mädchen, deine Nita." Die Mutter zieht sie in die Arme, aber Venita ist im Augenblick mit etwas ganz anderem beschäftigt, sie kann auf das dunkle Haupt der Mutter herabsehen und sieht silberne, schneeweiße Fäden in den seidenweichen Haarwellen. Wie kommt das, die Mutter ist ja noch so jung, nur alte Damen haben doch graue Haare! — Seit diesem Tage beginnt das Kind die Schande und Erniedrigung seines Vaters zu begreifen, sie versteht auch, weshalb die Mutter so ernst und traurig dreinschaut, weshalb ihre Stimme so tonlos ist, so müde. Die graue Farbe schleicht langsam herein, sie macht sich breit und breiter, daß selbst die frohen Kinderaugen sie zu bemerken anfangen.

An noch frühere Zeiten denkt Venita. Da taucht, wie ein großes, farbenreiches, buntes Bilderbuch, vor ihrem inneren Auge eine große Stadt auf mit hohen Kirchen und Häusern, Plätzen und Säulen, in den Straßen ist ein buntes, fröhliches Treiben; die Menschen sind alle in den grellsten Farben gekleidet und tragen eine Larve vor dem Gesicht. Sie muß noch laut in der Erinnerung lachen, wie drohlich manche sich verummumt haben. Ein wahrer Regen von Blumen trifft die Vorübergehenden. Von den reich geschmückten Balkons und Fenstern blicken dunkeläugige Frauen lachend hernieder; es ist, als läche alles. Die Menschen, Straßen und Häuser haben ein Feiertagsgemach an und der Himmel ist viel blauer und die Sonne viel heißer und viel strahlender als dahiin. Ihre Erinnerung ist aber lüdenhaft, sie sieht das Bilderbuch, als ob es zerrissen ist: hier auf einem Gehen sind hohe Berge, das flammende Abendrot küßt ihre schneebedeckten Spitzen, daß sie rosig erglühen. Ein großer See schillert in all den leuchtenden Farben des Regenbogens; dann wieder hört sie das Meer ebbend und fluten und sie spielt mit noch vielen anderen Kindern im Sande, sie bauen Festungen und Wälle, Schlösser und Burgen, da steigt allmählich das Wasser und zerdrückt ihr mühsam errichtetes Werk. Bloslich verschwindet alles in unbestimmlicher Ferne, es ist, als lege sich ein dichter Nebel um ihre Erinnerung. So bunt und bewegt ihr die ersten neun Jahre ihres Lebens erschienen, so still und einförmig sind die nun folgenden. Sie weiß es noch, wie sie an einem naßkalten Novembertage in die große Kutsche stiegen, und daß viele Koffer und Kisten an den vorhergehenden Tagen gepackt wurden. Große Wagen mit Möbeln sind abgeschickt worden und das Haus steht leer und ungemütlich aus.

„Wohin gehen wir, Mama?" fragte sie verwundert. „Wir ziehen fort, Nita," hatte die Mutter geantwortet, und wieder hatte der Ton ihrer Stimme dem Kinde das keine Herz zusammengehört. „Werden wir nie wiederkommen, Mama?" „Nein, Venita, nie wieder!" „Aber Flock darf ich doch mitnehmen, nicht wahr?" Die Mutter zieht sie in die Arme und zögert mit der Antwort, wie die Kleine sie angstvoll, flehentlich anblickt, schüttelt sie den Kopf und wendet sich ab. „Flock muß hier bleiben, mein Herzblatt," sagt sie und küßt das blonde Haupt, während ein unsagbares Weh ihre Augen so groß und feucht schimmern läßt. Sie gleitet vom Schoße der Mutter herab und eilt in den Stall. Dort steht sie neben ihrem vierbeinigen Freunde, sie lehnt das goldige Köpfchen an sein glänzendes braunes Fell und umschlingt ihn mit den beiden Armechen: „Leb wohl, mein einziger Liebling, mein Liebstes," schluchzt sie